

**Aus:**

ANDREAS FRINGS, ANDREAS LINSENMANN,  
SASCHA WEBER (HG.)

**Vergangenheiten auf der Spur**  
Indexikalische Semiotik  
in den historischen Kulturwissenschaften

Juni 2012, 282 Seiten, kart., 32,80 €, ISBN 978-3-8376-2150-1

Die modernen Kulturwissenschaften können im Anschluss an Carlo Ginzburg als Ausprägungen eines seit dem 19. Jahrhundert dominanten semiotischen Indizienparadigmas angesehen werden, das an sehr alte Formen der Spurensuche und des Fährtenlesens anknüpft. Die modernen Historischen Kulturwissenschaften jedoch betreiben eine Engführung des Zeichenbegriffs auf Symbole, auf Zeichen, denen vom Akteur selbst bereits eine Bedeutung zugeschrieben wird. Die Beiträge in diesem Band stellen dem die fundierte These entgegen, dass der indexikalische Zeichenbegriff, die »Spur«, methodisch und theoretisch Vorrang haben sollte.

**Andreas Frings** (Dr. phil.) ist Studienmanager am Historischen Seminar der Universität Mainz.

**Andreas Linsenmann** (Dr. phil.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Mainz.

**Sascha Weber** (M.A.) ist Doktorand am Historischen Seminar der Universität Mainz und Sprecher des Forums Junge Kulturwissenschaften.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

[www.transcript-verlag.de/ts2150/ts2150.php](http://www.transcript-verlag.de/ts2150/ts2150.php)

# INHALT

<b>Vorwort</b> .....	9
----------------------	---

ANDREAS FRINGS/ANDREAS LINSENMANN/SASCHA WEBER

## **Einführung**

### **Denunzianten der Vergangenheit?**

Methodologische Potentiale einer indexikalischen Semiotik für die Historischen Kulturwissenschaften .....	11
--	----

ANDREAS FRINGS

## **Geistesgeschichte der Bezugnahme auf Spuren**

<b>Traces of Traces in the Semiotic Tradition</b> .....	35
---	----

SØREN KJØRUP

### **Poesie des Überrests**

Zur Konstruktion von Vorzeitigkeit in Thürings von Ringoltingen <i>Melusine</i> und Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausens <i>Simplicissimus Teutsch</i> .....	63
---	----

MARCO LEHMANN / KERSTIN RÜTHER

## **Methodologie der Rekonstruktion aufgrund von Spuren**

### **Historische Quellen als indexikalische Zeichen**

Zum Verhältnis zwischen Semiotik und allgemeiner  
Quellenkunde ..... 107  
SASCHA WEBER

### **Entführung aus dem Detail**

Abduktion und die Logik der  
kulturwissenschaftlichen Forschung ..... 115  
ANDREAS FRINGS

## **Empirie. Spurensuchen**

**Griechische Miniaturobjekte als kommunikative  
und indexikalische Zeichen** ..... 149  
OLIVER PILZ

**Der „schwarze Sklave“ und der „Prophet der Araber“**  
*Khārijitische* Herrschaftskonzepte als Spuren  
frühislamischer Ethnoreligiosität ..... 173  
MICHAEL ROHSCHÜRMANN

### **Spuren dynastischer Repräsentation**

Indexikalische Zeichen dynastischer Geltung  
im Herzogtum Urbino ..... 195  
SEBASTIAN BECKER

<b>Auf den Spuren der Französischen Religionskriege</b> Der Topos einer katholischen Verschwörung in reformierter Propaganda als autoreferentieller Denkraum ..... 213 ALEXANDRA SCHÄFER
<b>Verträge als Zeichen</b> Bündnisverträge europäischer Großmächte im 18. Jahrhundert ..... 247 CHARLOTTE BACKERRA
<b>„Ganz ohne Wagner geht die Chose nicht...“</b> Zum Umgang mit dem Zeichencharakter von Kunst in der <i>reeducation</i> ..... 261 ANDREAS LINSENMANN
<b>Autorinnen und Autoren ..... 277</b>

## Vorwort

---

ANDREAS FRINGS/ANDREAS LINSENMANN/SASCHA WEBER

Der vorliegende Sammelband ist ein ganz besonderer: Er ist die erste Veröffentlichung des *Forums Junge Kulturwissenschaften* im Forschungsschwerpunkt Historische Kulturwissenschaften der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (JGU).

Der Forschungsschwerpunkt Historische Kulturwissenschaften wurde 2008 im Rahmen der „Forschungsinitiative 2008-2011“ des Landes Rheinland-Pfalz gegründet. Dass Nachwuchsförderung in einem solchen Forschungsschwerpunkt eine Rolle spielen würde, war klar; ungewöhnlich war jedoch sicher die Entscheidung, diese Nachwuchsarbeit dem Nachwuchs selbst zu überlassen und ihm, anders als dies der Begriff „Nachwuchs“ suggerieren mag, zuzutrauen, dass er sehr wohl auch selbst herausfinden und benennen kann, was er braucht und womit er sich beschäftigen möchte – auch über Fächergrenzen hinweg. Das *Forum Junge Kulturwissenschaften*, das seitdem ganz aus eigener Forschungs- und Diskussionsdynamik heraus kontinuierlich arbeitet und immer wieder sowohl neue Themen für die Weiterarbeit als auch Anknüpfungspunkte zum Forschungsschwerpunkt selbst findet, hat sich seither als eine der produktivsten Nachwuchs-Institutionen der JGU Mainz (neben bekannteren wie etwa dem naturwissenschaftlichen Publikationsprojekt „Journal of Unsolved Questions“) etabliert.

Der vorliegende Sammelband geht auf den ersten wissenschaftlichen Workshop zurück, den das *Forum Junge Kulturwissenschaften* am 25. Juni 2010 unter dem Titel „SPURENSUCHE. Methodologische Potentiale der Semiotik in der historisch-kulturwissenschaftlichen Forschung“ veranstaltete. Als Experte eingeladen war der dänische Philosoph und Theoretiker der Geisteswissenschaften Prof. Dr. Søren Kjørup

(Roskilde Universität). Er schien uns für einen solchen Workshop besonders geeignet: Als Semiotiker hat er mehrfach auf die Relevanz indexikalischer Zeichen aufmerksam gemacht. Er gehört zudem zu jenen Geisteswissenschaftlern, die auch für Diskussionen der analytischen Philosophie sensibilisiert sind, wenig beachtete Autoren zu ihrem Recht bringen (im Hinblick auf eine Semiotik des Bildes z.B. Nelson Goodman), stark beachtete Autoren wie etwa Roland Barthes mit der notwendigen und angemessenen Respektlosigkeit kritisch in den Blick nehmen und zugleich einen Blick für internationale Forschungsdiskussionen (u.a. die englische, französische, deutsche und nordeuropäische Diskussionslandschaft) bewahrt haben.

Der Workshop selbst, auf den die meisten hier versammelten Beiträge zurückgehen, verlief lebhaft, kritisch und zugleich in guter Gesprächsatmosphäre und bewies so auch, dass das Projekt *Forum Junge Kulturwissenschaften* funktionieren kann. Nicht gehalten wurden lediglich der Beitrag von Andreas Frings über die Rolle der Abduktion sowie der Beitrag von Kerstin Rüther und Maro Lehmann über die „Poesie des Überrests“ – Kerstin Rüther hatte für die Zwecke des Vortrags und des Impulses für die Diskussion zunächst den höfischen Roman vorgestellt („Die Spur und die Narbe. Das materielle Gedächtnis und die Zeichenordnung des höfischen Romans“).

Für die finanzielle Förderung des Workshops – und auch dieses Bandes – danken wir dem Forschungsschwerpunkt Historische Kulturwissenschaften an der JGU Mainz sehr herzlich. Das gilt auch für die Aufnahme dieses Sammelbandes in die Reihe *Mainzer Historische Kulturwissenschaften*.

Wir hoffen, dass auch dieser Band selbst als Spur lesbar wird, als Spur der Begründung eines Fachgrenzen überschreitenden kulturwissenschaftlichen Diskussionszusammenhangs, der mit diesem Workshop nicht endet, sondern erst Fahrt aufnimmt und weitere Workshops, Tagungen und vor allem das konstante wissenschaftliche Gespräch generiert. Und das, wenn möglich, auch über die Grenzen des Forums selbst und der JGU Mainz hinaus.

# **Denunzianten der Vergangenheit?**

## **Methodologische Potentiale einer indexikalischen Semiotik für die Historischen Kulturwissenschaften**

---

ANDREAS FRINGS

*„Methodologische Potentiale einer indexikalischen Semiotik für die Historischen Kulturwissenschaften“* – eine solche Ankündigung im Untertitel mag Erstaunen hervorrufen, wenn nicht gar Langeweile. Es klingt nach einem der vielen kulturwissenschaftlichen Spezialthemen, die für „Außenstehende“ wie Esoterik anmuten, wie eine Wissenschaft nur für Eingeweihte. Der Begriff des „Index“ jedoch, der unter anderem mit „Denunziant“, „Verräter“ oder „Spion“ übersetzt werden könnte, deutet schon eine gewisse Subversion an, die hiermit geplant ist. Der vorliegende Beitrag soll nämlich zeigen, dass es bei der Diskussion um die indexikalische Semiotik gerade nicht um hochspezialisierte Kulturwissenschaft, sondern um wissenschaftstheoretische Grundfragen der Kulturwissenschaften geht. Zugleich geht es um die Frage, wie wir Spuren der Vergangenheit eigentlich dazu bringen, eben jene Vergangenheit zu „denunzieren“.

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist, dass Historische Kulturwissenschaftler der Rekonstruktion und Interpretation vergangener kultureller Sachverhalte auf der Spur sind. Auch wenn es keinen standardisierten, für Kulturwissenschaftler verbindlichen Kulturbegriff gibt, existiert doch ein gewisser Konsens, der vor allem auf symbolische Ausdrucksformen menschlichen Daseins in der Welt zielt:

„Der Kulturbegriff, den ich verwende, [...] bezeichnet ein historisch überliefertes System von Bedeutungen, die in symbolischer Gestalt auftreten, ein System überkommener Vorstellungen, die sich in symbolischen Formen ausdrücken, ein System, mit dessen Hilfe die Menschen ihr Wissen vom Leben und ihre Einstellungen zum Leben mitteilen, erhalten und weiterentwickeln.“<sup>1</sup>

## **Kulturwissenschaftliche Methode nach Clifford Geertz**

Will man sich mit so verstandenen kulturellen Sachverhalten der Vergangenheit auseinandersetzen, bedarf dies besonderer methodischer Anstrengungen, denn die (Systeme von) Bedeutungen sind nicht ohne weiteres zugänglich; empirisch erfahrbar sind nur die Ausdrucksformen, nicht die mit ihnen verbundenen Bedeutungen. Clifford Geertz schlug deshalb die „dichte Beschreibung“, eine Bedeutungen interpretierende Art der Erzählung, als angemessenen Zugang zur vergangenen kulturellen Wirklichkeit vor.<sup>2</sup> Den methodischen Kern seines interpretatorischen Zugriffs beschrieb Clifford Geertz in Anlehnung an den Philosophen Gilbert Ryle folgendermaßen:

---

1 GEERTZ, 1983d, S. 46.

2 Es mag nicht fair erscheinen, einen Artikel, der sich als Beitrag zur Theorie- und Methodendiskussion in den Historischen Kulturwissenschaften versteht, um eine Kritik an einer Autorität der frühen kulturwissenschaftlichen Diskussionen aufzubauen, deren Stern in den letzten Jahren eher gesunken ist. Während Clifford Geertz mit dem „ethnologischen“ Kulturbegriff (in der Ethnologie würde man ihn wohl kaum als verbindlich ansehen), der „dichten Beschreibung“ und dem balinesischen Hahnenkampf im späten 20. Jahrhundert unter Historikerinnen und Historikern rege diskutiert und vielfach „angewandt“ wurde, hat die Marke Clifford Geertz ihr Potential in der Drittmittelgenerierung inzwischen weitgehend eingebüßt; Clifford Geertz wird heute seltener zitiert. Das ändert jedoch zum einen nichts daran, dass seine Überlegungen inhaltlich weiter fruchtbar diskutiert werden können. Zum anderen geht es bei den folgenden Überlegungen nicht darum, Clifford Geertz selbst kritisch zu lesen oder gar exegetisch zu traktieren, sondern vielmehr darum, grundsätzliche Überlegungen vorzustellen, die sich meines Erachtens sehr gut entlang der methodologischen Konzeptionen von Clifford Geertz entwickeln lassen.

„Stellen wir uns [...] zwei Knaben vor, die blitzschnell das Lid des rechten Auges bewegen. Beim einen ist es ein ungewolltes Zucken, beim anderen ein heimliches Zeichen an seinen Freund. Als Bewegungen sind die beiden Bewegungen identisch [...]. Es ist nicht etwa so [...], dass derjenige, der zwinkert, zwei Dinge tut – sein Augenlid bewegt und zwinkert –, während derjenige, der zuckt, nur sein Augenlid bewegt. Sobald es einen öffentlichen Code gibt, demzufolge das absichtliche Bewegen des Augenlids als geheimes Zeichen gilt, so *ist* das eben Zwinkern. Das ist alles, was es dazu zu sagen gibt: ein bißchen Verhalten, ein wenig Kultur und – *voilà* – eine Gebärde.“<sup>3</sup>

In Anlehnung an Gilbert Ryle entwickelt Clifford Geertz hieraus seine Vorstellung von einer „dichten“ Beschreibung: Während eine „dünne“ Beschreibung nur das äußerlich zu beobachtende Zucken des Augenlids anspricht, erzählt eine „dichte“ Beschreibung den gleichen Vorgang als „Zwinkern“, sie interpretiert gleichsam das Zucken als Zwinkern und erzählt es damit im Rahmen seiner Bedeutung. Den Gegenstand der Ethnologie, man könnte hier ergänzen: der Kulturwissenschaften beschreibt er demgemäß als „geschichtete Hierarchie bedeutungsvoller Strukturen, in deren Rahmen Zucken, Zwinkern, Scheinzwinkern, Parodien und geprobte Parodien produziert, verstanden und interpretiert werden [...]“.<sup>4</sup> Die Frage, die sich an diese Gegenstandsbestimmung anschließt, lautet dementsprechend: „Was wird mit ihnen [dem parodierten Zwinkern oder anderen Gesten; A.F.] und durch sie gesagt – Lächerlichkeit oder Herausforderung, Ironie oder Ärger, Hochnäsigkeit oder Stolz?“<sup>5</sup>

Damit stehen Zeichen im Zentrum des kulturwissenschaftlichen Arbeitens, zumindest im Verständnis von Clifford Geertz, das ich für die Zwecke dieser Ausführungen als beispielhaft unterstellen möchte (denn tatsächlich beschäftigen sich alle Kulturwissenschaften, ob historisch oder systematisch, mit bedeutungsvollen Hervorbringungen menschlichen Handelns), mit Zeichen.

Kulturwissenschaftliches Arbeiten ist somit immer schon eingebettet in eine Arbeitsweise, die in diesem Sinne als semiotisch begriffen

---

3 GEERTZ, 1983b, S. 11.

4 Ebd., S. 12.

5 Ebd., S. 16.

werden kann, und die modernen Kulturwissenschaften können in Anschluss an einen beeindruckenden Essay des italienischen Historikers Carlo Ginzburg<sup>6</sup> durchaus als Ausprägungen und Fortentwicklungen eines seit dem 19. Jahrhundert dominanten, semiotischen Indizienparadigmas angesehen werden, das an sehr alte Formen der Spurensuche und des Fährtenlesens anknüpft.

Damit ist jedoch ein recht enges Verständnis von Semiotik angesprochen; denn Clifford Geertz hebt ganz im Sinne eines engen Verständnisses von Kulturwissenschaft allein auf bedeutungstragende Zeichen ab, auf Zeichen, die Produkt menschlichen Handelns sind und etwas vermitteln sollen, denen also vom Handelnden bereits eine Bedeutung zugeschrieben wird. Geertz orientiert sich mithin ausschließlich an Symbolen, nicht an anderen Zeichen, die in der langen Geschichte der Semiotik ebenfalls diskutiert worden sind.

## **Semiotische Zeichenbegriffe**

Als umfassende Lehre von den Zeichen befasst sich die kulturwissenschaftliche Semiotik mit Zeichen *aller* Art, anders gesprochen: mit Artefakten und Überbleibseln menschlichen Handelns, die Informationen über Zeit und Raum hinweg übermitteln. Die Genese der Semiotik selbst reicht weit zurück; vor allem seit dem 19. Jahrhundert jedoch hat sie kontinuierlich an Bedeutung gewonnen. Es verwundert daher wohl nicht, dass semiotische Terminologien, Konzepte und Modelle nicht nur in den klassischen Geistes- und Kulturwissenschaften, sondern auch in der Medizinteorie, der Rechtswissenschaft oder anderen Sozial- und sogar Naturwissenschaften Anwendung finden.

Als klassischer Gegenstand der Semiotik gelten heute die Produktion und Interpretation von Zeichen. Zeichen sind dabei zunächst definiert als „etwas, das für etwas anderes steht“, oder, in der ausführlicheren Definition von Charles Sanders Peirce:

---

6 Vgl. GINZBURG, 1993. Eine interessante Erweiterung, die Parallelen zwischen der Einführung des juristischen Indizienbeweises und der Arbeitsweise des Historismus aufdeckt, bietet SAUPE, 2007.

„A sign, or representamen, is something which stands to somebody for something in some respect or capacity.“<sup>7</sup>

Peirce differenziert dabei *Index* (ein Zeichen, das zu dem Bezeichneten in einer kausalen Beziehung steht), *Ikön* (ein Zeichen, das dem Bezeichneten ähnlich sieht) und *Symbol* (ein Zeichen, das zu dem Bezeichneten in einer willkürlichen, z.B. durch Konvention geschaffenen Beziehung steht).

Paradigmatisch denkt man bei solcherart definierten Zeichen meist an Wörter oder Bilder. Tatsächlich hat sich der deutlich größere Teil semiotischer Bemühungen in der jüngeren Vergangenheit auf konventionelle Zeichensysteme wie Sprachen oder auch auf Bilder gerichtet. Auch die mit der Semiotik verwandte Semiologie/Semeologie im Anschluss an Ferdinand de Saussure oder Roland Barthes, also die „Wissenschaft, welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht“<sup>8</sup>, konzentriert sich im Wesentlichen auf konventionelle Zeichensysteme, also auf Sprachen oder auch Schriften, Höflichkeitsformeln oder militärische Signale. Clifford Geertz' Konzentration auf jene Zeichen, die Menschen in einem gegebenen kulturellen Kontext verwenden, um damit etwas zum Ausdruck zu bringen, fällt also nicht aus dem Rahmen.

Damit gerät jedoch eine wichtige semiotische Tradition teilweise in Vergessenheit: die Konzentration auf die *indexalischen* Zeichen, auf Zeichen also, die nur deshalb für etwas stehen, weil dieses Etwas ihre Existenz kausal verursacht hat – und die erst durch das Auge des Betrachters (genauer: durch eine entsprechende Frage) zum Zeichen werden. Beispiele hierfür sind unabsichtlich hinterlassene Fußabdrücke, Spuren von Lagerfeuern und Müllabladestätten oder Ähnliches, die natürlich Hinterlassenschaften menschlichen Handelns sind, bedeutungsvollen menschlichen Handelns, die aber selbst nicht bedeutungstragend sind. Schon in der Antike wurde das Augenmerk eher auf solche Zeichen *von* etwas als auf Zeichen *für* etwas gelegt. Zeichen galten als Spuren, deren Ursprung herauszufinden war, als Symptome eines bisher noch nicht entdeckten Sachverhaltes, den es aufzuspüren galt.

---

7 PEIRCE, ca. 1897, CP 2.228. (Ich folge hier der für Charles S. Peirce international üblichen Zitierweise.)

8 SAUSSURE, 2001, S. 19.

Diese indexikalische Semiotik hat in den Geistes- und Kulturwissenschaften eine lange Tradition. Wie Carlo Ginzburg in dem schon angesprochenen Essay gezeigt hat, gehört sie wesentlich zur Entstehungsgeschichte der modernen Geisteswissenschaften. Das von ihm „Indizienparadigma“ genannte epistemologische Modell weist er in den Arbeiten des Kunsthistorikers Giovanni Morelli, in der Struktur der Sherlock Holmes-Romane, in der Entwicklung der Psychoanalyse durch Sigmund Freud und in der Entdeckung des Fingerabdruckes als kriminalistischem Identifikationsmerkmal durch Francis Galton nach; er umschreibt damit „eine Vorgehensweise, die sich auf die Analyse von Einzelfällen richtete, welche sich nur durch Spuren, Symptome und Indizien rekonstruieren ließen.“<sup>9</sup> Das Indizienparadigma, so Ginzburg, begründete die modernen historischen Wissenschaften und stattete sie mit eigenen wissenschaftstheoretischen Problemen aus.

Diese Traditionslinie einer auf indexikalische Zeichen konzentrierten Semiotik ist weitgehend in den Hintergrund gedrängt worden; überlebt hat sie allenfalls in den quellenkundlichen Hilfsdisziplinen oder den methodischen Handouts der einzelnen historisch-kulturwissenschaftlichen Fächer, etwa als allgemeine Quellenkunde in der Geschichtswissenschaft oder als ikonologische Interpretation (dritte Ebene der Ikonologie nach Erwin Panofsky), jedoch ohne dass dies in semiotischer Terminologie reflektiert würde (und damit ohne das Potential der semiotischen Tradition bergen zu können). Und obwohl viele theoretische und methodische Diskussionen in den historisch-kulturwissenschaftlichen Einzeldisziplinen in den letzten Jahrzehnten darauf abzielten, von alten intentionalen Schemata wegzukommen und etwa den Autor eines Textes in den Hintergrund treten zu lassen, wird in den semiotischen und semiologischen Diskussionssträngen weiterhin vor allem an jenen Autoren und Denkmodellen festgehalten, die Zeichen als *Ikone* und *Symbole*, also als Produkt bewussten menschlichen Handelns, thematisieren.

---

9 GINZBURG, 1995, S. 17.

## Potentiale einer indexikalischen Semiotik

Für die historisch-kulturwissenschaftliche Forschung stellt sich nun die Frage, ob nicht gerade diese Tradition, die Aufmerksamkeit für indexikalische Zeichen, zu Unrecht verloren gegangen ist, ob sie nicht für methodologische Fragen fruchtbar gemacht werden könnte, ob sie nicht vielleicht Probleme kulturwissenschaftlicher Forschung besser beschreiben kann als eine auf willkürlich produzierte und konventionalisierte Zeichen konzentrierte Semiotik und ob nicht vielleicht sogar indexikalische Zeichen den umfassenderen Zugriff auf Zeichen aller Art bieten. Die These dieses Sammelbandes ist dementsprechend provokant formuliert: Eine auf indexikalischen Zeichen konzentrierte Semiotik ist der angemessenere methodologische Zugriff auf grundlegende Forschungsprobleme der Historischen Kulturwissenschaften als eine auf menschliche Symbolsysteme konzentrierte Perspektive (die in der ersteren eingeschlossen wäre). Das möchte ich kurz in Form von wenigen Thesen erläutern.

### 1.

Historische Kulturwissenschaftler arbeiten mit Quellen im weitesten Sinne, also mit all jenen „Texte[n], Gegenstände[n] oder Tatsachen, aus denen Kenntnis der Vergangenheit gewonnen werden kann“<sup>10</sup> – so die klassische Definition einer geschichtswissenschaftlichen Quelle von Paul Kirn. Quellen sind aber im semiotischen Sinne vermutlich das Gleiche wie indexikalische Zeichen; sie stehen in einer kausalen Beziehung mit dem, worauf sie verweisen (das wird zumindest vermutet); und nur insofern haben sie auch eine Aussagekraft für das untersuchte Problem. (Diese Gedanken könnte man weiter ausführen; Sascha Weber hat genau diese Relation in seinem Beitrag für diesen Band untersucht.) Was nun zunächst wie eine rein geschichtswissenschaftliche Methodenfrage im engeren Sinne aussehen mag, gilt natürlich nicht weniger für andere Kulturwissenschaftler: Auch der Ethnologe Clifford Geertz, der gemeinsam mit anderen Teilnehmern eines balinesischen Hahnenkamp-

---

10 KIRN, 1968, S. 29.

fes vor der Polizei flieht und so Zugang zur lokalen Kultur findet, wird nicht einfach von Balinesen über das kulturelle System informiert – er muss es sich erarbeiten. Zum einen steht ein kulturelles System, in dem Menschen leben, diesen nicht zur freien Reflexion offen, sondern entzieht sich zumindest in Teilen der Reflexion und damit auch der Mitteilbarkeit. Vor allem aber sind alle symbolischen Ausdrucksformen, mit denen die Balinesen Geertz möglicherweise unterrichten wollen, Symbole innerhalb eines kulturellen Kontextes, dessen Mitglied Geertz zunächst einmal gar nicht ist. Alle empirischen Erfahrungen, die Geertz mithin auf Bali macht, seien es kommunikative Äußerungen, Artefakte oder etwas anders, sind in diesem Sinne „Quellen“ für Geertz’ Forschung. Nichts anderes gilt für Romane oder Novellen als „Quellen“ des Literaturwissenschaftlers.<sup>11</sup>

## 2.

Dabei spielt es keine Rolle, ob diese Quellen sprachlich oder bildlich verfasst sind, ob ihr Produzent sie bewusst oder unbewusst produziert hat oder ob sie im gegebenen historischen Kontext tatsächlich *Ikon* oder *Symbol* waren. Dem Forscher treten sie immer als indexikalische Zeichen gegenüber; denn selbst wenn z.B. ein Mensch der Frühen Neuzeit seinem Gegenüber zuzwinkert, um im anfangs vorgestellten Bild von Clifford Geertz zu bleiben, dann ist dies zwar ein bedeutungsvolles Zeichen, aber nur innerhalb des kulturellen Kontextes jener Zeit; für den historisch-kulturwissenschaftlichen Forscher ist dieses Zwinkern immer nur Index jener möglicherweise symbolischen Handlung.<sup>12</sup> Es richtet sich nicht an ihn, und es ist aus seiner Sicht zunächst einmal ein Symptom oder eine Ausprägung jenes kulturellen Kontextes, für den er

---

11 Eine interessante Diskussion des Problems der Erstübersetzung findet sich bei QUINE, 1980 (vgl. das bekannte Beispiel des „Gavagai“) und in der hierüber geführten Diskussion; im Rahmen dieses Aufsatzes kann ich hierauf leider nicht eingehen. Vgl. beispielsweise CAPPAL, 2000; ders., 2003.

12 Da die historische Kulturwissenschaftlerin zudem immer nur aus Texten oder Bildern von diesem Augenzwinkern erfährt, sind streng genommen jene Texte oder Bilder die eigentlichen indexikalischen Zeichen, die uns vom Augenzwinkern als für uns ebenfalls indexikalischem Zeichen erzählen – aber darauf kommt es mir hier nicht an.

sich interessiert. Es ist der kulturelle Kontext, der dieses Symptom verursacht hat (neben dem individuellen Zwinkernden, der sich hier des kulturellen Repertoires absichtsvoll bedient hat) und in dem es seine Bedeutung trägt. Das Zwinkern ist somit gleichzeitig *Symbol* und *Index*, je nach Rahmen, aber für den Historiker eben zunächst einmal *Index*. Historische Kulturwissenschaftler haben es demgemäß permanent mit indexikalischen Zeichen zu tun.

Die Dreiteilung in *Index*, *Ikon* und *Symbol* ist also keineswegs wechselseitig ausschließend. Es hängt vielmehr von der Perspektive ab, ob ein Sachverhalt oder ein Artefakt zutreffend als *Ikon*, als *Symbol* oder als *Index* bezeichnet werden können. Ob beispielsweise die Charakterisierung eines Artefaktes als *Symbol* zutreffend ist, hängt davon ab, ob es sich um ein Zeichen handelt, dessen Beziehung zum Bezeichneten willkürlich hergestellt wurde. Ob es sich um *Ikone* handelt, hängt wesentlich davon ab, was wir als „Ähnlichkeit“ in der Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem gelten lassen wollen. Insbesondere aber gilt: Alle *Symbole* und *Ikone* können als indexikalisches Zeichen betrachtet und genutzt werden, als Spuren etwa einer Sprachhandlung oder eines bildgestaltenden Aktes, und genau in diesem Sinne ist der *Index* (und nicht etwa das *Symbol*) der umfassende Zeichenbegriff, von dem auszugehen sein wird, wenn man sich überlegt, wie Historische Kulturwissenschaftler mit Zeichen (Spuren, Symptomen usw.) arbeiten.

### 3.

Wenn man Zeichen wie das Augenzwinkern eines frühneuzeitlichen Menschen als indexikalisches Zeichen begreift, dann hat dies eine weitere Konsequenz: Indexikalische Zeichen existieren nicht als solche in der Welt, sie werden erst durch eine spezifische Fragestellung des Forschenden zur Quelle, zum Zeichen, das Auskunft über die interessierende Vergangenheit gibt:

„Indexe sagen uns etwas über die Welt, aber nicht, weil uns irgend jemand etwas über die Welt erzählen will; wir müssen vielmehr selbst danach Ausschau halten und sie deuten, wenn wir irgendetwas wissen wollen. Anders ausgedrückt: Nichts ist per se ein indexikalisches Zei-

chen, aber alles kann zu einem indexikalischen Zeichen werden, nämlich dann, wenn es von irgendjemand als Zeichen aufgefasst und gedeutet wird.“<sup>13</sup>

Dahinter steckt zum einen die inzwischen sicher triviale Behauptung, dass alle wissenschaftliche, auch historisch-kulturwissenschaftliche Erkenntnis von einer Frage ausgeht. Was als Quelle dienen kann, ist selbstverständlich nur unter einer spezifischen Fragestellung angebar, und auch das nur, wenn die Kontrastklasse der Frage hinreichend präzisiert ist. Zum anderen aber geht es um mehr: um die Vermutung, dass Historiker ihre Quellen mitunter erst produzieren oder so transformieren, dass sie erst zur Beantwortung einer Frage taugen. Das ist etwa in der Oral History der Fall, aber auch in der statistischen Aufarbeitung disparater Überreste wie Lohnzettel, Rechnungen oder Wetteraufzeichnungen.

Irritierend ist dennoch die nicht selten anzutreffende Idee, eine Spur werde zur Spur erst „im Auge des Betrachters“. So reizvoll diese Metapher sein mag, ist sie dennoch nicht zutreffend, denn damit wäre zwischen „echten“ und „falschen“ Spuren nicht mehr sinnvoll zu unterscheiden, also zwischen Artefakten und Sachverhalten, die mit dem eigentlich interessierenden Sachverhalt in kausaler Beziehung stehen. Diese kausale Beziehung ist an sich keine Zuschreibung durch den Betrachter, sondern sie besteht zwischen den untersuchten Sachverhalten – oder sie besteht nicht. Natürlich kann der Forscher über diese kausale Beziehung nur Vermutungen anstellen, und das ist der Punkt, an dem die Theorie ihre Rolle spielt: Sie erlaubt es dem Forscher, kausale Beziehungen zu unterstellen, über deren tatsächliches Vorliegen er prinzipiell kein sicheres Wissen erlangen wird. Die Spur wird somit nicht „im Auge des Betrachters“ zur Spur – aber sie ist es natürlich auch nicht „an sich“. Selbst wenn die kausale Beziehung im oben genannten Sinne besteht, ist damit noch kein „Zeichen“, keine „Spur“ konstituiert; das entsteht erst durch eine Fragestellung. Zur Spur wird somit etwas durch eine entsprechende Befragung – und die entsprechend unterstellte, prinzipiell durchaus wahre oder falsche kausale Beziehung zum interessierenden Sachverhalt.

---

13 KJØRUP, 2009, S. 37-38.

#### 4.

Mit der Konzentration auf indexikalische Zeichen treten auch die Erklärungsprobleme historisch-kulturwissenschaftlicher Forschung deutlicher hervor. Indexikalische Zeichen sind definiert durch ihre kausale Beziehung zum Bezeichneten; der Fokus auf indexikalische Zeichen spricht damit auch Fragen der Kausalität und der Logik an:

„Der alte indexikalische Zeichenbegriff ist, wie man deutlich erkennen kann, auch eng mit den Begriffen Kausalität und Logik verknüpft, also mit der Frage, an welche Kausalzusammenhänge man glauben soll und wie man von dem einen Einzelfall auf einen anderen – oder auf die Gesamtheit der Fälle – schließen kann.“<sup>14</sup>

Es handelt sich hier um Fragen, die in der historisch-kulturwissenschaftlichen Grundlagendiskussion nicht selten zu kurz kommen. Der Siegeszug der deduktiven Logik nach Karl Popper und Carl G. Hempel in der Mitte des 20. Jahrhunderts hatte nicht nur Historiker, sondern Kulturwissenschaftler allgemein in ein Dilemma gestürzt, da sie in ihren eigenen Erklärungen selten oder nie allgemeine Sätze verwendeten. „Gesetze“ im Sinne der deduktiven Logik wurden zudem in aller Regel explizit abgelehnt. Das daraus entstehende Dilemma wurde mitunter im Rückgriff auf Wilhelm Dilthey angegangen, indem etwa das Verstehen als genuin geisteswissenschaftlicher Zugang dem Erklären der exakten Wissenschaften gegenübergestellt wurde; befriedigend war das auf Dauer jedoch nicht.

Für eine semiotische Arbeitsweise scheint sich jedoch auch ein alternatives Verfahren anzubieten. Nach Peirce kommen für die Beschäftigung mit Zeichen aller Art (d.h. auch mit indexikalischen Zeichen) die klassischen Schlussverfahren der Induktion (d.h. des Schlusses von Einzelbeobachtungen auf eine allgemeine Aussage) und der Deduktion (d.h. der Ableitung konkreter Einzelaussagen aus allgemeinen Sätzen) nicht in Frage. Stattdessen sei die Abduktion die alltägliche, wenn auch logisch nicht zwingende Schlussweise. Mit Abduktion meint er die Ableitung der Randbedingungen aus der Kenntnis allgemeiner Sätze

---

14 KJØRUP, 2001, S. 213.

und der Einzelbeobachtung; von der Kenntnis, unter welchen allgemeinen Umständen das zu erklärende Einzelphänomen erwartbar sei, werde auf das Vorliegen eben dieser allgemeinen Umstände geschlossen:

„The surprising fact, C, is observed;  
But if A were true, C would be a matter of course,  
Hence, there is reason to suspect that A is true.“<sup>15</sup>

Auch für Peirce war die Abduktion nicht mehr als ein alltagslogisches Schlussverfahren, das allenfalls die Möglichkeit einer Kausalbeziehung konstatiert; sie ist insofern nur ein Verfahren, in dem eine erklärende Hypothese gebildet wird. Die Abduktion hat mithin einen hohen heuristischen Wert; sie birgt aber auch Gefahren der mangelnden Prüfbarkeit. Dennoch wird die Abduktion von vielen Geistes- und Kulturwissenschaftlern zunehmend als Alternative zur strengen deduktiven Logik verstanden<sup>16</sup>, die u.a. für historisch-kulturwissenschaftliche Argumentationen mangels allgemeiner Sätze kaum anwendbar sei.

Fakt ist jedoch, dass ein abduktiver Schluss gehaltserweiternd, also logisch nicht zwingend ist. Und er entbindet uns nicht von der von Kulturwissenschaftlern nicht selten gefürchteten Notwendigkeit, mit Gesetzesannahmen zu arbeiten:

„Wenn die kausale Erkenntnis des Historikers Zurechnung konkreter Erfolge zu konkreten Ursachen ist, so ist eine gültige Zurechnung irgendetwas eines individuellen Erfolges ohne die Verwendung ‚nomologischer‘ Kenntnis – Kenntnis der Regelmäßigkeiten der kausalen Zusammenhänge – überhaupt nicht möglich“<sup>17</sup>,

so Max Weber; und das von Peirce vorgeschlagene Schlussverfahren der Abduktion vertauscht lediglich Explanandum und Randbedingungen, da im Falle einer Erklärung eben das Explanandum schon bekannt ist, die Randbedingungen hingegen gesucht werden; faktisch handelt es

---

15 PEIRCE, CP 5.189.

16 Diese Konjunktur gilt selbst für die analytische Philosophie; vgl. BART-ELBORTH, 1996; ders., 2007. In den Kulturwissenschaften siehe z.B. WIRTH, 1995; ders., 2003; oder REICHERTZ, 2003 (und viele weitere Aufsätze).

17 WEBER, 1988, S. 179.

sich auch bei einer semiotischen Erklärung somit immer um eine Deduktion, und die praktische Vorgehensweise bei einer kausalen Rekonstruktion wäre wohl am besten als ätiologisch zu begreifen (dazu mehr in meinem Beitrag in diesem Band). Vielleicht liegt hier ein komplementäres Verhältnis vor; demnach wäre die Abduktion ein heuristisches Verfahren im Entdeckungskontext, das zur ätiologischen Rekonstruktion kausaler Beziehungen beiträgt, keineswegs aber ein gültiges Schlussverfahren im Rechtfertigungskontext.

Nun könnte man einwenden, dass Historische Kulturwissenschaftler ja gar nicht immer nach Kausalitäten suchen. Clifford Geertz beispielsweise hatte ganz im Sinne der oben beschriebenen Skepsis vor erklärenden Ansätzen von Kultur gewarnt:

„Ihre Untersuchung ist [...] keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht. Mir geht es um Erläuterungen, um das Deuten gesellschaftlicher Ausdrucksformen, die zunächst rätselhaft erscheinen.“<sup>18</sup>

Tatsache ist jedoch, dass Erklärungsversuche in historisch-kulturwissenschaftlichen Untersuchungen allgegenwärtig sind. Es scheint auch dem kulturwissenschaftlichen Erkenntnisinteresse inhärent zu sein, nach Erklärungen zu streben. Interpretationen sind offenbar erst dann akzeptabel, wenn sie plausibel zu erklären vermögen, was vorher rätselhaft erschien.

## 5.

Damit ist jedoch nicht die Vorstellung verbunden, dass eine entsprechend deduktiv verfahrenende Semiotik notwendigerweise ein nomothetisches Interesse verfolgen müsste; im Gegenteil. Die meisten historisch-kulturwissenschaftlichen Forschungen dürften vielmehr ein idiographisches Erkenntnisinteresse haben:

---

18 GEERTZ, 1983b, S. 9.

„Eine Archäologin mag sich der Tatsache bewusst sein, dass sie die Asche oder das rostige Schwert als Zeichen ‚liest‘, die ihr etwas über das Leben der Wikinger berichten sollen; die semiotische Deutung kann also darin bestehen, dass man einzelne Phänomene vor einem zeichen-theoretischen Hintergrund interpretiert.“<sup>19</sup>

Søren Kjørup hat jedoch nicht nur darauf hingewiesen, dass die indexikalische Semiotik tendenziell eher idiographisch sei. Er hat auch darauf aufmerksam gemacht, dass eine eher nomothetische Semiotik, wie sie u.a. in den vergangenen Jahrzehnten häufig betrieben wurde, wenig zur Praxis der Deutung von Zeichen zu sagen habe:

„Auch wegen der unbestreitbaren Tatsache, dass die Deutung von Zeichen keine tiefen Einsichten in den Begriff des Zeichens erfordert, sondern statt dessen Einsicht und Wissen über den Bereich der Wirklichkeit, zu der das Zeichen gehört.“<sup>20</sup>

Die indexikalische Semiotik verweist somit auf die Tatsache, dass theoretische und methodische Reflexion zwar zu einer guten historisch-kulturwissenschaftlichen Forschung und Darstellung gehören, aber empirische, idiographische Erkenntnisinteressen den Primat haben und zur Erklärung konkreter historischer Kulturphänomene das Wissen um den historischen Kontext unabdingbar ist, das nicht durch anders gear tetes Wissen etwa um Typologien von Zeichen ersetzt werden kann. Dies dürfte auch erklären, was Clifford Geertz für Historiker längere Zeit so attraktiv machte: Zum einen legitimierte er kleinräumige, mikrohistorische Einzelstudien, in denen ein eng begrenzter kultureller Kontext so komplex wie möglich rekonstruiert werden konnte, und zum anderen war dafür streng genommen keine besondere Methode, Typologie oder gar Theorie notwendig: Geertz empfahl lediglich die Konzentration auf „Kultur“ im Sinne „selbstgesponnene[r] Bedeutungsge-webe“. Die „dichte Beschreibung“ hingegen, vielfach als Methode verstanden, war nichts anderes als eine narrative Strategie, in der die Erzählung menschlicher Handlungen immer mit einer Interpretation des

---

19 KJØRUP, 2009, S. 8.

20 Ebd., S. 9.

mit ihnen subjektiv verbundenen Sinns verbunden sein sollte. Von Historikern zumindest verlangte das eigentlich nicht viel Neues.

## 6.

Nicht zufällig entspricht die Aufgabenstellung und Charakteristik einer indexikalischen Semiotik den Herausforderungen historisch-kulturwissenschaftlicher Forschung:

„Das Ziel der indexikalischen Semiotik ist also, in der Wirklichkeit Spuren oder Züge zu finden, die uns etwas über Sachverhalte erzählen, die uns interessieren, oder aber, Situationen (oder Instrumente) zu schaffen, welche die Wirklichkeit dazu bringen, für uns solche Zeichen zu produzieren.“<sup>21</sup>

Sie gehört damit wissenschaftstheoretisch gesehen zunächst einmal zur Forschung, d.h. zur Erkenntnis generierenden Seite wissenschaftlicher Arbeit. Gleichzeitig hat sie aber durchaus auch ästhetisches Potential; nicht zufällig sind gute historische Arbeiten, in denen die Spurensuche in die Darstellung integriert wird, zuweilen mit Detektivromanen verglichen worden. Sie verfällt jedoch nicht in den Fehler einer jüngeren Rhetorik (im Anschluss eher an Platon), die die wissenschaftliche Erzählung eher als Instrument der Überredung oder gar der Überwältigung zu deuten scheint. Stattdessen steht sie stärker in einer aristotelischen Tradition der Rhetorik, die die wissenschaftliche Erzählung eher als Instrument der (argumentativen) Überzeugung versteht.<sup>22</sup> Hier fließen Forschung und Darstellung zusammen, da die Wiedergabe nicht nur des Ergebnisses, sondern auch der Forschung, die dorthin führte, Teil einer überzeugenden Darstellung ist. Insofern verbindet die Perspektive einer indexikalischen Semiotik jene zwei Seiten der Medaille, die z.B. in der geschichtstheoretischen Diskussion meist unter den Stichwörtern „Forschung“ und „Darstellung“ verhandelt werden.

---

21 Ebd., S. 40.

22 Zu dieser (hier naturgemäß sehr grob angedeuteten) Unterscheidung vgl. GINZBURG, 2001b; 2001c.

## 7.

Die indexikalische Lesart von Zeichen zwingt nicht zuletzt zu einem Realismus, der eine Welt außerhalb des erkennenden Subjekts und unabhängig von ihm anerkennt. Nicht nur die Artefakte und Schverhalte, die als Index für die interessierende Vergangenheit gelesen werden, sind im Gegensatz zu dieser Vergangenheit selbst in der Gegenwart wirklich da. Wenn man sie nämlich als *Index* auffasst, dann unterstellt man immer auch, dass sie das Ergebnis einer wie auch immer gearteten Verursachung durch etwas anderes sind, i.d.R. durch den eigentlich interessierenden Sachverhalt. Das mag für konstruktivistisch argumentierende Historiker naiv klingen, entspricht aber durchaus der Arbeitsweise eigentlich aller historischen Kulturwissenschaftler, auch wenn sie ihre eigene Epistemologie als konstruktivistisch verstehen.<sup>23</sup> Denn spätestens im Gespräch über die verschiedenen Fragen an die Vergangenheit und über die vorgetragenen Antworten (und Wissenschaft ist ganz wesentlich ein dialogischer Erkenntnisprozess) kommen wir nicht umhin zu unterstellen, dass wir uns gemeinsam über eben jene Vergangenheit unterhalten; gäbe es bloß immer wieder andere individuelle Konstruktionen der Vergangenheit, dann hätte der Dialog keinen Sinn, es sei denn einen bloß ästhetischen (und eben dies ist ja die Konsequenz der Argumentationen von Hayden White und Frank Anker-

---

23 Symbole sind Ausdruck menschlichen Zugriffs auf die Welt, menschlicher Verständigung über die Welt; sie scheinen mithin in mancher Hinsicht einen konstruktivistischen Zugriff nahezulegen. Hier wäre aber zwischen einem Sozialkonstruktivismus, der auf der Ebene der untersuchten Subjekte einen konstruktiven Umgang mit der Welt vermutet, und einem radikalen Konstruktivismus auf der erkenntnistheoretischen Ebene des Forschenden dringend zu unterscheiden; zwischen beiden klafft eine riesige Lücke, die allzu oft schnell übersprungen wird. THOMAS LUCKMANN, dessen mit PETER BERGER 1966 verfasstes Buch *The Social Construction of Reality* häufig als Autorität des modernen Sozialkonstruktivismus angeführt wird, hat vor einer Gleichsetzung von Sozialkonstruktivismus und Konstruktivismus zu Recht gewarnt: „Ich bin kein Konstruktivist, jedenfalls nicht im Sinne der Angehörigkeit zu einer wissenschaftstheoretischen Richtung, die sich als Konstruktivismus bezeichnet. [...] es besteht kein Mangel an meiner Sorte eines irgendwie doch noch an einer realistischen Ontologie und Epistemologie festhaltenden Nichtkonstruktivisten [...]“. Luckmann, 1999, S. 17; vgl. auch SOEFFNER, 1992.

smit). John Searle hat dieses Plädoyer für Realismus prägnant zuge-spitzt:

„Nehmen wir zum Beispiel an, ich rufe meinen Automechaniker an, um herauszufinden, ob der Vergaser repariert ist; oder ich rufe den Arzt an, um die Ergebnisse meiner letzten ärztlichen Untersuchung zu erfahren. Nehmen wir nun an, ich habe einen dekonstruktivistischen Automechaniker erwischt, und er versucht mir zu erklären, dass ein Vergaser so-wieso nur ein Text ist und dass es nichts gibt, worüber zu reden wäre außer der Textualität des Textes. Oder nehmen wir an, ich habe einen postmodernistischen Arzt erwischt, der mir erklärt, dass Krankheit wes-entlich ein metaphorisches Konstrukt ist. Was man auch sonst noch über diese Situationen sagen kann, eines ist klar: die Kommunikation ist zusammengebrochen. Die normalen Voraussetzungen hinter unserer praktischen Alltagskommunikation und a fortiori hinter unserer theoretischen Kommunikation erfordern die Voraussetzung des vorherigen Vorhandenseins einer Realität für ihre normale Verständlichkeit. [...] Eine öffentliche Sprache setzt eine öffentliche Welt voraus. Realismus funktioniert nicht als eine These, Hypothese oder Voraussetzung. Er ist vielmehr die Bedingung der Möglichkeit einer bestimmten Reihe von Praktiken, insbesondere sprachlicher Praktiken.“<sup>24</sup>

Indexikalische Zeichen erzwingen mithin einen gewissen wissenschaftlichen Realismus, der eine Welt unabhängig vom Forschenden annimmt, ja mehr noch: in der grundsätzlich Kausalitäten herrschen, Verursachungen, denen man mit entsprechenden theoretischen und empirischen Versuchen näher kommen will.

## 8.

Die eigentliche Pointe jedoch liegt schließlich darin, dass eine Wahrnehmung unserer Quellen als indexikalische Zeichen uns zur Offenlegung unserer theoretischen Annahmen zwingt. Dies ist in einer Arbeitsweise, die Artefakte gleich als bedeutungsgeladene Zeichen inter-

---

24 SEARLE, 1994, S. 391.

pretiert, nicht immer so. Clifford Geertz beispielsweise geht davon aus, dass die von ihm untersuchten Zeichensysteme von sich aus einen Zugang zur untersuchten Kultur eröffnen:

„Der Angelpunkt des semiotischen Ansatzes liegt, wie bereits gesagt, darin, dass er uns einen Zugang zur Gedankenwelt der von uns untersuchten Subjekte erschließt, so dass wir – in einem weiteren Sinn des Wortes – ein Gespräch mit ihnen führen können.“<sup>25</sup>

Wie gelangt der Forscher aber in diese Gedankenwelt der von ihm untersuchten Subjekte? Das scheint in einem ersten Zugriff gar nicht so schwierig zu sein; Kulturen im Sinne Geertz' sind schließlich lesbare Texte:

„Die Kultur eines Volkes besteht aus einem Ensemble aus Texten, die ihrerseits wieder Ensembles sind, und *der Ethnologe bemüht sich, sie über die Schulter derjenigen, für die sie eigentlich gedacht sind, zu lesen.* [...] Gesellschaften bergen wie Menschenleben ihre eigene Interpretation in sich; man muss nur lernen, den Zugang zu ihnen zu gewinnen.“<sup>26</sup>

Dahinter verbergen sich m.E. gleich zwei naive Vorannahmen, die den eigentlich theoretischen Gehalt dieser methodischen Operationen verschleiern. Zum einen unterstellt Geertz, dass die von ihm untersuchten Sachverhalte bedeutungsvolle Zeichen sind und Bedeutung tragen; vielleicht handelt sich aber lediglich um das Zucken eines Augenlids. Zum anderen unterstellt Geertz eine grundsätzliche Lesbarkeit dieser Zeichen, ohne dabei offenzulegen, dass er sich bei dieser „Lektüre“ theoretischer Annahmen bedient, die ihm sagen, wie er eine reine Beobachtung in eine Deutung überführt. Was erlaubt es ihm zum Beispiel, das Zucken eines Augenlids nicht nur als Zwinkern, sondern z.B. als Parodie zu werten? Aus wissenschaftstheoretischer Perspektive handelt es sich hier um theoretische Zuschreibungen, die nicht aus dem Material selbst *alleine* abgeleitet werden können. Beschränkt man sich darauf, einen Artefakt zunächst als *Index* zu betrachten, dann wird meines

---

25 GEERTZ, 1983b, S. 35.

26 GEERTZ, 1983c, S. 259, 260.

Erachtens das theoretische Fundament aller methodischen Operationen mit diesem Material deutlicher.

## 9.

Denkt man die Theorieabhängigkeit des Zeichenlesens und die Frageabhängigkeit des Zeichencharakters weiter, so entpuppt sich die oft behauptete Polysemie von Zeichen als nicht selten überladene Metapher. Artefakte und Sachverhalte können natürlich für verschiedene andere Sachverhalte in der Welt Spur, indexikalisches Zeichen sein – aber nur abhängig von der Fragestellung. Im Hinblick auf eine konkrete Fragestellung verliert sich der polysemische Charakter im Grunde schnell, da der Forschende sich ja nicht für das Zeichen selbst interessiert, sondern für die historische Wirklichkeit, deren Spur das untersuchten Zeichen oft ist. In diesem Zusammenhang schrumpft die Polysemie des Zeichens vermutlich nicht selten zu einer Monosemie zusammen, oder noch genauer: es geht dabei gar nicht so sehr um Bedeutungen, die man hinter dem Reden von Mono- oder Polysemie vermuten könnte, sondern um den Aussage- und Informationsgehalt einer Spur im Hinblick auf die interessierende Wirklichkeit – und dabei dürfte ein Zeichen mitunter mehrere Aussagen zulassen (bzw. sie nicht verhindern), mitunter nur eine. Aber die Menge der im Hinblick auf eine Frage und die jeweilige Spur untersuchten zulässigen Aussagen ist eine Funktion der Frage – und keine besondere Qualität des Zeichens an sich.

## Fazit

Die methodologischen Potentiale einer indexikalischen Semiotik sind damit nicht ausgeschöpft<sup>27</sup> – die Ausführungen haben zunächst nur

---

27 Ein letzter Hinweis sei erlaubt, der den Rahmen dieser Einführung ebenfalls sprengen würde: Auf der Basis einer indexikalischen Semiotik dürfte es sicher auch leichter fallen, den interdisziplinären Brückenschlag zu nicht genuin kulturwissenschaftlichen Disziplinen zu wagen. Viele Naturwissenschaften (z.B. auch die Medizin) argumentieren semiotisch, und selbst eine

gezeigt, dass die Grundprobleme einer Semiotik, die sich mit indexikalischen Zeichen beschäftigt, auch die Grundprobleme historisch-kulturwissenschaftlichen Arbeitens sind, selbst dort, wo diese „Kultur“ als Systeme von Bedeutungen zu rekonstruieren bemüht sind, und auch dann, wenn es damit vordergründig zuallererst um *Symbole* geht. Glaubt man Søren Kjörup, dann wird die methodologische Herausforderung einer solchen Semiotik auch und vor allem in der historisch komplexen und detailgenauen Rekonstruktion von Sachverhalten liegen, eine Aufgabe, die mit semiotischen Typologien und Modellen kaum zu bewältigen ist, weil diese das historische Kontextwissen nicht ersetzen oder fehlendes Wissen nicht kompensieren können. Schon dies ist aber eine entscheidende Schlussfolgerung – historisch-kulturwissenschaftlichen Arbeiten wird ja nicht selten (und häufig wohl auch zu Recht) eine überbordende Theorie und eine damit nicht korrespondierende Knappheit an empirischem Material vorgeworfen. Eine indexikalische Semiotik ist damit aber nicht theoriefeindlich, im Gegenteil: Sie zwingt uns zur Schärfung unserer Fragestellung und zur Explikation unser theoretischen Annahmen.

Kann man damit sagen, dass eine solche indexikalische Semiotik die Spuren der Vergangenheit zur Denunziation überredet? Wohl kaum, denn das Bild ist schief. Die Quellen reden nicht mit uns, und wir bringen sie auch nicht zum Reden. Wir konstruieren höchstens einen hypothetischen vergangenen Kontext, in den alle empirischen Befunde kohärent integriert werden können. In diesem Verständnis aber sind Indexe das, was Indizien vor Gericht sind: Belege dafür, dass eine bestimmte Deutung plausibel ist. *Indexe* als *Symbole* oder *Ikone* zu interpretieren ist dann natürlich zulässig, wenn der so konstruierte Zusammenhang plausibel wird; aber es gibt eben auch Indexe, die nicht als *Symbole* oder *Ikone* interpretiert werden können und dennoch zur Rekonstruktio-

---

quantitativ ausgerichtete und die eigenen Daten erst produzierende Sozialwissenschaft ließe sich indexikalisch-semiotisch deuten: Umfragen und andere Instrumente sind schließlich nichts anderes als ein Wetterhahn, Instrumente, die nach ihrer Einrichtung geeignet sind, die interessierenden Sachverhalte indexikalisch anzuzeigen. Dabei würden zum Beispiel Unterschiede zwischen qualitativen und quantitativen Verfahren, die oft als unüberbrückbar oder als durch Triangulation vermittelbar thematisiert werden, mutmaßlich an Relevanz verlieren – und das wäre sicher ein Gewinn für jede interdisziplinäre Auseinandersetzung.

on kultureller Zusammenhänge in der Vergangenheit beitragen können. Und eben deshalb ist eine indexikalische Semiotik wohl der angemessenere methodologische Zugriff auf grundlegende Forschungsprobleme der Historischen Kulturwissenschaften.

## Literatur

- BARTELBORTH, THOMAS, Begründungsstrategien. Ein Weg durch die analytische Erkenntnistheorie. Teilw. zugl.: Berlin, Freie Univ., Habil.-Schr. 1993, Berlin 1996.
- DERS., Erklären. Berlin 2007.
- CAPPAL, GABRIELE, Kulturrelativismus und die Übersetzbarkeit des kulturell Fremden in der Sicht von Quine und Davidson. Eine Beobachtung aus sozialwissenschaftlicher Perspektive, in: Zeitschrift für Soziologie 29, 4 (2000), S. 253-274.
- DIES., Grundlagentheoretische und methodologische Bemerkungen zum Interpretieren und Übersetzen als interkulturelle Operationen. Für einen möglichen Dialog zwischen analytischer Philosophie und Sozialwissenschaften, in: Sozialwissenschaftliches Übersetzen als interkulturelle Hermeneutik, hg. von DERS./ARNOLD ZINGERELE, Milano/Berlin 2003, S. 107-132.
- GEERTZ, CLIFFORD, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/Main 1983a.
- DERS., Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur, in: DERS., Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/Main 1983b, S. 7-43.
- DERS., „Deep Play“. Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf, in: DERS., Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/Main 1983c, S. 202-260.
- DERS., Religion als kulturelles System, in: DERS., Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/Main 1983d, S. 44-95.
- GINZBURG, CARLO, Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst, Berlin 1995a.
- DERS., Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der

- Suche nach sich selbst, in: DERS., Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Berlin 1995b, S. 7-44.
- DERS., Die Wahrheit der Geschichte. Rhetorik und Beweis, Berlin 2001a.
- DERS., Einleitung. In: DERS., Die Wahrheit der Geschichte. Rhetorik und Beweis, Berlin 2001b, S. 11-45.
- DERS., Noch einmal: Aristoteles und die Geschichte. In: DERS., Die Wahrheit der Geschichte. Rhetorik und Beweis, Berlin 2001c), S. 47-62.
- KIRN, PAUL, Einführung in die Geschichtswissenschaft, 5. bearb. u. erg. Aufl., Berlin 1968.
- KJØRUP, SØREN, Humanities – Geisteswissenschaften – Sciences humaines. Eine Einführung, Stuttgart 2001.
- DERS., Semiotik, Paderborn 2009.
- LUCKMANN, THOMAS, Wirklichkeiten. Individuelle Konstitution und gesellschaftliche Konstruktion, in: Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation, hg. von RONALD HITZLER u.a., Konstanz 1999, S. 17-28.
- PEIRCE, CHARLES S., Collected papers of Charles Sanders Peirce, 8 Bände, hg. von CHARLES HARTSHORNE u.a., Cambridge/Mass. 1931-1958.
- QUINE, WILLARD VAN ORMAN, Wort und Gegenstand, übersetzt von Schulte, Joachim/Birnbacher, Dieter. Stuttgart 1980.
- REICHERTZ, JO, Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung, Opladen 2003.
- SAUPE, ACHIM, Der Historiker als Untersuchungsrichter. Das „Indizienparadigma“ und die „Historik“ Johann Gustav Droysens, in: Handlung, Kultur, Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften 16, 1 (2007), S. 14-43.
- SAUSSURE, FERDINAND DE, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, 3. Aufl., hg. von CHARLES BALLY, Berlin 2001.
- SEARLE, JOHN R., Rationalität und Realismus oder Was auf dem Spiel steht, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 48 (1994), S. 377-391.
- SOEFFNER, HANS-GEORG, Rekonstruktion statt Konstruktivismus. 25 Jahre „Social Construction of Reality“, in: Soziale Welt 43, 4 (1992), S. 476-481.

WEBER, MAX, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: DERS., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hg. von JOHANNES WINCKELMANN, Tübingen 1988, S. 146-214.

WIRTH, UWE, Abduktion und ihre Anwendungen, in: Zeitschrift für Semiotik 17 (1995), S. 405-424.

WIRTH, UWE, Die Phantasie des Neuen als Abduktion, in: Deutsche Vierteljahresschrift 77, 4 (2003), S. 591-618.